

**André Hille (Hrsg.)**

Die Angst des Zuckerstreusels,  
im Schokoladenmeer zu ertrinken

André Hille (Hrsg.)

Die Angst des Zuckerstreusels,  
im Schokoladenmeer zu ertrinken

Jahresanthologie der Textmanufaktur 2011

**TEXT**

*manufaktur*

# Inhalt

„Der Eigenwert des Schreibens“ Gespräch mit Thomas Lang	7
Thomas Dörschel: Krümel zu Elefanten	15
Hendrik de Boer: Alle Tage	21
Martina Klein: 831 Kilometer nördlich	29
Simone Regina Adams: Zwei Tage Zürich	37
Annette Wieners: Platz	47
Jana Franke Frey: Emma Rosenbaum	53
Susanne Schedel: Wer soll das denn anziehen bitteschön	61
BC Just: Der Tote	71
Ute Weber: Vom Sterben nach Glück	87
Mek Wito: In meinem alternativen Leben wäre ich Lehrer	93
Ruth Loosli: Sieben Tage	107
Harald Paul: Die Zärtlichkeit der Bluteigel	119
Andreas B. Arnold: 'S iss soweit	123
Ulrike Kotzina: Staudamm	135
Joseph Danaghie: Brainsex and the masculinists	141
Stephanie Drescher: Orientierungslos	147
Autorinnen und Autoren	157

Erste Auflage 2011

© 2011 Textmanufaktur Verlag, Leipzig

Alle Rechte vorbehalten

(Die Rechte für die einzelnen Texte liegen bei den Autoren)

Druck und Bindung: Kösel, Krugzell

Lektorat: Maria Hummitzsch

[www.textmanufaktur-verlag.de](http://www.textmanufaktur-verlag.de)

[www.text-manufaktur.de](http://www.text-manufaktur.de)

ISBN 978-942247-03-0

## Thomas Lang

### Der Eigenwert des Schreibens

**Sie haben 2005 den Bachmannpreis gewonnen. Ist das eine Art positiver Fluch? Wird man als Autor immer wieder daran gemessen?**

Für mich persönlich hat der Preis viel befördert und meine Stellung im Literaturbetrieb gefestigt. Ich würde auch nicht sagen, dass für mich die Latte dadurch höher liegt, sie hat immer hoch gelegen. Man hat Anforderungen an sich selbst, denen versuche ich gerecht zu werden, versuche, meine Vorstellung von Text und von Literatur mir selbst gegenüber und auch dem Verlag gegenüber durchzusetzen.

**Aber es gibt auch Autoren, die Klagenfurt mit einem beschädigten Selbstverständnis verlassen. Man kann auch viel verlieren, oder?**

Man kann sehr viel verlieren. Viele Autoren reden darüber, wie sie auch mal fertiggemacht oder einfach nicht wahrgenommen wurden, obwohl der Text gut war. Natürlich gibt es ein hohes Potenzial an Ungerechtigkeit in diesen Jury-Diskussionen. Das ist zwar immer so, auch in den Rezensionen, aber in Klagenfurt ist es sehr konzentriert und unmittelbar. Man muss es vielleicht wie eine Sportveranstaltung sehen, wie beim Skispringen, manchmal ist halt der Wind schlecht.

**Es gibt die Ansprüche des Literaturbetriebs und Ihre eigenen Ansprüche, die, wie Sie sagten, immer schon sehr hoch waren. Was sind Ihre Ansprüche an Ihre eigene Literatur?**

Ich bin sehr auf das Textgelingen konzentriert, und ich habe ein Bewusstsein davon, dass ich in einer Tradition stehe. Und ich versuche, den Dingen auf den Grund zu gehen.

**Sprachlich auf den Grund zu gehen? Also versuchen Sie, durch die Sprache zur Wahrheit zu kommen? Oder arbeiten Sie eher dramaturgisch, mit Handlungsgerüst?**

Das ist eine Mischung. Ich bin kein Sprachartist in dem Sinne, dass ich dasitze und Wortfelder erstelle und dann über tolle Assoziationen, grammatische Spielereien oder syntaktische Besonderheiten versuche etwas einzufangen. Sprache ergibt sich für mich aus den Figuren, aus der Perspektive; ich bin schon eher ein Geschichten-erzähler. Und ich will einer Sache auf den Grund kommen. Was ist los, wenn zwei Leute aufeinandertreffen, die beide das Gefühl haben, sie sind mit ihrem Leben am Ende? Wie ticken die, und wie kann ich das erzählen? Von der Arbeitsweise her kann ich nicht alles durchkonstruieren und dann brav runterschreiben, dann langweile ich mich. Ich entwickle auch nicht jeden Satz aus dem jeweils vorherigen, wie manche Autoren, die einen Plot völlig ablehnen. Es ist eine Mischung aus Intuition und Rahmen.

**Wie entstehen Ihre Geschichten? In welchem Moment wird eine Idee zu einer konkreten Geschichte?**

Das ist eher ein Prozess als ein Moment. Es gibt oft kleine Ideen, man hat ein Gefühl erwischt, man läuft innerlich schreibend durch die Welt, sieht plötzlich etwas auf der Straße, oder es kommt einem ein Gedanke, weiß der Himmel woher, und man merkt, da steckt was drin, es hat ein Potenzial, vielleicht ein Konflikt oder eine Spannung. Und das schreibe ich mir auf. 95 Prozent davon vergesse ich, und wenn ich die Notizbücher irgendwann noch einmal anschau, dann denke ich: Hä, was ist das denn? Aber es gibt ein paar Ideen, die bleiben, an die lagert sich was an.

**Gibt es gewisse Themen, die immer wieder kommen? Sind diese Themen vielleicht sogar der innere Antrieb zum Schreiben?**

Es gibt Themen, die sicher auch von Lebensabschnitten abhängen. Aber ich versuche, das nicht so zu systematisieren. Ich bin nicht monothematisch, kein Autor, der immer wieder dasselbe Buch schreibt und sich an einer Sache abarbeitet.

**Würde das der Literatur das Geheimnis nehmen, wenn man den eigenen Antrieb zu sehr verstehen würde?**

Ja, es gibt eine Scheu davor. Ich glaube, dass man einen kreativen Pol in sich hat, eine Zone, die man nicht total ausleuchten muss. Das ist wie mit dem Konstruieren. Wenn man zu viel konstruiert, begibt man sich in die Gefahr, dass der Text unbeweglich wird. Es gibt

Autoren, die können das gut, aber manchmal merkt man doch das Reißbrett und den ausgedachten Plotpoint auf Seite fünfzig.

**Der Literaturmarkt stellt bestimmte Anforderungen an die Autoren. Wie verorten Sie sich im Spannungsfeld zwischen Anspruch, Leser und Markt?**

Da muss jeder für sich schauen, was er will und was er kann. Für mich ist klar, dass ich Genre nicht kann. Ich könnte mich hinsetzen und versuchen, einen „richtigen“ Krimi zu schreiben, aber da zieht es mich nicht hin. Wenn ich schreiben würde, um damit reich zu werden, dann würde ich anders arbeiten. Es gibt natürlich immer ökonomische Überlegungen. Wie viel Zeit habe ich zum Schreiben? Wie viel Zeit muss ich für etwas anderes aufwenden, um Geld zu verdienen? Es gibt eine andere Frage, die für mich sehr wichtig ist und die ich mir immer wieder stelle, das ist die Frage nach den Lesern, also die Frage: Wofür schreibe ich eigentlich? Dieser Impetus, den ich hatte, als ich sehr jung war, mich einfach so auszudrücken sagen wir mal, eine falsch verstandene L'art-pour-l'art-Haltung, geht immer mehr zurück. Ich habe etwas anzubieten.

**Wie sähe Ihr Selbstverständnis als Autor aus, wenn das Publikum ausgeblieben wäre? Oder: Wie lange hätten Sie geschrieben, wenn Sie keinen Ort zum Veröffentlichlichen gehabt hätten?**

Das ist schwer zu sagen, sehr hypothetisch. Ich habe sehr früh angefangen zu schreiben. Und vom Abitur bis zu meinem dreißigsten Lebensjahr habe ich nur für die

Schublade geschrieben. Ich bin da einfach nicht vorwärts gekommen zehn, zwölf Jahre lang, insofern wusste ich schon, dass das Schreiben auch einen Eigenwert hat. Man kann das wirklich schwer sagen, aber ich glaube, das würde auch jetzt immer noch so sein.

**Was ist dann passiert, dass es doch geklappt hat?**

Ich habe an einem Textwerk-Seminar teilgenommen, beinahe zufällig, und dann kam ein Münchener Literaturförderpreis und der Klagenfurter Literaturkurs. Nach dem Studium habe ich mir noch zwei Jahre lang vorge macht, ich wolle promovieren (lacht). Man kann ja auch nicht gesellschaftlich nackt dastehen. Ach, was bist du denn? Ach, nix.

**Sie sind Vater von drei Töchtern. Wie verträgt sich das Leben als Autor mit dem des Vaters?**

Das ist ein permanenter Konflikt, muss man ganz ehrlich sagen. Wenn die Töchter zu Hause sind, dann kämpfe ich um meine Arbeitsruhe. Ich sage nicht ganz strikt, ich mach jetzt die Tür zu und es kommt keiner rein, aber man hat neue Pflichten und weniger Zeit. Auf der anderen Seite empfinde ich die Kinder auch als Inspiration, es kommt eine schöne Lebendigkeit hinzu, es erdet einen immer wieder, weil ich für meine Kinder nicht der Autor Thomas Lang bin, der den Bachmannpreis bekommen hat, sondern der Papa, der Rest ist denen Wurscht. Wir Autoren machen vielleicht einen komischen Beruf, aber es ist schön, von den Kindern immer wieder zu erfahren: Du bist jetzt hier und hältst mal die Füße auf dem Boden.

**Sie unterrichten Kreatives Schreiben in München. Der Begriff ist in Deutschland immer noch negativ besetzt, während er im angloamerikanischen Raum viel professioneller angesehen wird. Fehlt in Deutschland ein Verständnis für das Schreibenlernen?**

Ich glaube, das ändert sich gerade. Ich kann mich noch daran erinnern, als ich 1997/98 einen Kurs geleitet habe, da sagte ein Kollege von einer Literaturzeitschrift: Habt ihr nicht den Eindruck, dass hier Romanautoren gezüchtet werden? Da gab es noch stärker diesen Geniegedanken, dass Autoren von einem göttlichen Hauch inspiriert werden. Und das Misstrauen war sehr groß. Doch das hat sich in den letzten fünfzehn Jahren geändert, nicht zuletzt durch die Literaturinstitute. Aber es ist in der Tat so, dass es immer noch nicht diese Selbstverständlichkeit und diese Breite gibt, die man bräuchte. In Amerika kann man Kreatives Schreiben an jeder Uni regulär belegen, und dadurch entsteht eine andere Grundierung, die uns hier noch fehlt. Ich bin unbedingt dafür, das auszubauen, und ich glaube gar nicht, dass es der Literatur schaden könnte. Im Gegenteil. Talent muss man mitbringen, man kann nicht auf die Straße gehen, willkürlich zehn Leute nehmen und sagen, ich habe jetzt zehn Autoren. Das wird so wenig funktionieren wie in der Malerei oder in der Musik. Aber es ist immer gut, dass Menschen sich ausprobieren und dass sie Gelegenheit haben, sich im Gespräch mit anderen erfahrenen Leuten auszutauschen. Ich hoffe doch, dass wir da noch weiterkommen.

*Thomas Lang*, geboren 1967 in Nümbrecht (NRW), studierte Literatur in Frankfurt am Main. Seit 1997 lebt er als Autor in München. 2002 erschien der Roman „Than“, ausgezeichnet mit dem Bayerischen Staatsförderungspreis und dem Marburger Literaturpreis. 2005 erhielt Thomas Lang den Ingeborg-Bachmann-Preis für einen Auszug aus dem Roman „Am Seil“. Zuletzt erschien der Roman „Bodenlos oder: Ein gelbes Mädchen läuft rückwärts“ im C.H. Beck Verlag.

## Thomas Dörschel

### Krümel zu Elefanten

Ein Brotkrümel war in Svenjas Tee gefallen. Gisbert hatte sich aus dem Brotkorb bedient. Er hatte sich über den Tisch hinweg eine Scheibe Brot gegriffen und sie sich auf den Teller gelegt. Ein Krümel war dabei mitten auf dem Weg, direkt über Svenjas Teetasse, heruntergefallen.

Der Krümel wäre eigentlich auf Svenjas Teller gelandet. Er wäre schnurstracksgerade der Erdanziehung gefolgt, hätte Gisbert nicht im selben Moment, mit einem hörbaren Geräusch, ausgeatmet. Wäre der Krümel auf Svenjas Teller gefallen, wäre alles okay gewesen. Aber der Krümel war in ihren Tee gefallen und nichts war okay.

Svenja hatte genau gesehen, wie der Krümel zu fallen begann und plötzlich eine Biegung nach links machte und auf dem Teewasser liegen blieb. Im selben Moment hatte sich die Flamme der Kerze auf dem Tisch ebenfalls nach links bewegt. Die Flamme richtete sich wieder auf, Gisbert schmierte sich sein Brot mit Butter und Marmelade. Alles war wie immer. Nur in beziehungsweise auf dem Tee von Svenja schwamm jetzt ein Brotkrümel wie ein Schiff in fremdem Hoheitsgebiet. Svenja war sauer.

Dass Gisbert sein Brot so nah an Svenjas Teetasse vorbeibalancierte, konnte sie ihm noch verzeihen. Auch, dass er so leichtsinnig und vor allem durch den Mund

und nicht durch die Nase – Schnupfen hin oder her – ausgeatmet hatte. Aber dass Gisbert unachtsam war, dass er den Krümel nicht bemerkt hatte und ihn also nicht wieder aus dem Tee fischte, das war zuviel. Svenja nahm die Tasse, ging zur Spüle und schüttete den Tee in den Ausguss. Sie wollte nicht mit ansehen, wie sich der Krümel voll Teewasser sog und auf den Grund der Tasse sank. Zu lange gezogen, sagte sie und setzte sich wieder an den Tisch.

Gisbert sprach morgens nie viel. Meistens sagte er nur, was er gerade benötigte. Er sagte: die Butter. Oder er sagte: das Messer. Bis vor kurzem hatte Gisbert eine Zeitung abonniert gehabt. Seitdem er die Zeitung abbestellt hatte, waren die Gespräche am Morgen noch spärlicher geworden. Zuvor hatte er immerhin noch einzelne Nachrichten kommentiert. Er hatte gesagt: Die U3 fährt wieder. Oder: Die haben immer noch nicht genug Geld fürs Stadtschloss zusammen.

Svenja hatte sich an die Stille gewöhnt und unternahm inzwischen nicht einmal mehr den Versuch, ein Gespräch zu beginnen. Jetzt saß sie am Tisch ohne Tee. Sie biss in ihr Nutellabrötchen. Der Saft war alle. Gisbert hatte einkaufen sollen. Auch der Saft stand auf dem Zettel, den Svenja ihm dafür geschrieben hatte und der noch immer auf der Anrichte im Flur lag. Gisbert hatte den Zettel vergessen, als er am Tag zuvor das Haus verlassen hatte.

Also kein Tee und kein Saft. Svenja mochte Kaffee nicht. Erst recht nicht Cappuccino aus der Tüte. Im Schrank standen drei unangebrochene Pakete. Geschenke ihrer Tante. Svenja hatte einmal, zu Besuch bei ihrer Tante, einen solchen Kaffee getrunken, ausgetrunken.

Seitdem legte ihr die Tante zu jedem Geburtstagsgeschenk ein Paket Tütencappuccino dazu.

Gisbert trank Filterkaffee zum Frühstück. Er tauchte die Brotscheiben mit süßem Belag hinein. Er hatte also nichts gegen Brotkrümel im Kaffee. Aber Svenja mochte keine Brotkrümel in ihrem Tee. Das wusste Gisbert eigentlich, denn über das Eintauchen von Brot und Brötchen in Kaffee oder Tee hatten sie sich ausgiebig unterhalten, als sie noch miteinander redeten, am Frühstückstisch.

Svenja nahm sich noch etwas mehr Nutella. Das Brötchen war trocken, es war vom Vortag. Auch ihre Beziehung war vom Vortag, dachte sie. Eigentlich sogar vom Vor-Vortag. Gisbert und sie waren nun schon zum dritten Mal zusammen. Brutto drei Jahre, sagte er immer, wenn er gefragt wurde. Aber im Grunde waren sie nur Ein- und ein Dreivierteljahr zusammen. Bei jedem Comeback hatten sie in ihrer Wohnung aus getrennten Zimmern wieder gemeinsame gemacht, die Möbel umgeräumt und sich ein neues gemeinsames Hobby gesucht. Jetzt gingen sie zusammen Badminton spielen, jeden Donnerstagabend. Ihr gefiel das, besonders wenn Freunde mitgingen. Dann spielte Gisbert nicht so ehrgeizig und bestand nicht darauf, sofort danach nach Hause zu fahren. Überhaupt wurde Gisbert dann immer richtig großzügig. Hatte er verloren, sagte er, der Verlierer zahlt die erste Runde. Wenn er gewann, sollte der Gewinner zahlen. Das hatte sich schon etabliert, und Svenja war in diesen Momenten ganz stolz auf Gisbert.

Gisbert schmierte sich inzwischen das nächste Brot. Er konnte jetzt krümeln, soviel er wollte. Es stand kein

Tee mehr auf dem Tisch, auch kein Saft. Es standen nur ein Nutellaglas, ein Marmeladenglas, ein Päckchen Frischkäse und ein Teller mit einer letzten Scheibe Wurst auf dem Tisch. Alles andere stand auf dem Einkaufszettel.

Svenja kaute an ihrem Brötchen. Hätte Gisbert zu ihr gesehen, so wäre ihm aufgefallen, dass Svenja mit rotem Kopf am Tisch saß. Sie versuchte, ihren Blick auf den Teller zu richten. Sie versuchte, sich nicht anmerken zu lassen, wie wütend sie war. Innerlich schnürte es ihr den Hals zusammen. Ihre Füße zitterten. Gisbert konnte so ein Arschloch sein! Wie er die Marmelade auf dem Brot verteilte. Er drehte den ganzen Teller, um kein Stückchen Brot auszulassen. Dann tauchte er das Brot in den Kaffee. Erdbeerstücke rutschten herunter und versanken. Kaffee tropfte vom Brot, als er es wieder herauszog, tropfte auf den Tisch und auf Gisberts Teller. Auch aus Gisberts Mund tropfte es. Die Tropfen fielen neben andere Tropfen. Viele kleine Tropfen, verbunden durch Tropfenkanäle. Svenja dachte an die Landkarte der Mecklenburger Seenplatte. Ihren ersten gemeinsamen Urlaub hatten sie dort verbracht. Drei Tage Kanu fahren und der erste Streit. Ganz leise war er gewesen, sie hatten sich einfach angeschwiegen.

Gisbert tauchte das Brot wieder in den Kaffee. Svenja fand den Anblick scheußlich, doch neu war er ihr nicht. Nach dem Marmeladenbrot würde das Wurstbrot kommen. Auch das kannte sie schon. Erst das Süße, dann das Deftige. Eklig, dachte sie oft. In letzter Zeit immer öfter. Das Wurstbrot war eine Tradition. Kein Frühstück ohne das abschließende Wurstbrot.

Svenja kaute an ihrem letzten Bissen Nutellabrötchen und starrte wieder auf ihren Teller. Darauf fiel nun eine Brotscheibe. Wie aus dem Nichts hatte ihr Gisbert Brot auf den Teller gelegt. Svenja schaute auf. Gisbert nickte lächelnd. Was soll das, dachte Svenja. Hätte er nicht wenigstens fragen können? Hatte er überhaupt in Erwägung gezogen, dass sie satt sein könnte? Sie wusste nicht, ob sie die Geste als Aufmerksamkeit oder als Beleidigung verstehen sollte. Eine Entschuldigung konnte es nicht sein. Eine Entschuldigung wäre es gewesen, ihr einen neuen Tee aufzusetzen. Einfach so, ohne zu fragen. Er hatte sich aber nicht entschuldigt, er hatte ihr nur eine weitere Scheibe Brot gereicht. Svenja tauchte ihre Messerspitze in die Butterdose. Auch Gisbert hatte sich seine letzte Scheibe Brot genommen. Gleichzeitig legten beide das Fundament für ihren jeweiligen Belag. Svenjas Blick wanderte zwischen ihrer und Gisberts Brotscheibe hin und her. Hatte sich Gisbert einen Vorteil verschafft, so beschleunigte sie ihr Tempo. Zum ersten Mal wurde ihr bewusst, dass sie seiner Technik unterlegen war. Stoisch und mit jahrelanger Übung drehte er den Teller mit der linken Hand, sodass die rechte nicht mehr machen musste, als das Messer hauchdünn über das Brot zu halten. Aber jetzt nicht aufgeben, dachte Svenja. Sie beeilte sich immer mehr. Der Verlierer zahlt die erste Runde.

Und als Gisbert fertig war und dazu ansetzte, sich die einzige Scheibe Wurst zu nehmen, seine Traditionswurst, den krönenden Abschluss eines jeden Frühstücks, den deftigen Genuss nach all der süßen Marmelade, die ihm einen rosaroten, klebrigen Tag versprechen wollte, da ließ Svenja ihr Messer fallen und griff blitzartig nach

der Wurst, nach der Cervelatwurst, die sie hasste seit Kindheitstagen und unter anderen Umständen ganz bestimmt niemals gegessen hätte. Sie steckte sich die Wurst zusammen mit dem Brot in den Mund, alles auf einmal, stopfte alles hinein, sodass sie Mühe hatte, Wurst und Brot zwischen ihren Backen und die Lippen geschlossen zu halten. Mit diesem Hamstergesicht, das sich weder zum Lachen noch für einen ernsten Blick eignete, sah sie Gisbert an, der mit offenem Mund und großen Augen zu verstehen versuchte, was gerade passiert war.

So saßen sie beide eine ganze Weile da und warteten auf eine Reaktion des anderen. Und als Gisbert irgendwann aufgab und erst zu lächeln und dann zu lachen begann, da konnte auch Svenja ihr Lachen nicht mehr unterdrücken, und es fielen ihr klumpige Stücke Brot und Wurst auf ihr T-Shirt und ihre Hose. Gisbert half ihr, das Essen aus dem vollgestopften Mund zu bekommen und reichte ihr sogar seine Hand, in die sie die Reste ausspuckte. Er gab ihr einen Kuss, und Svenja räumte den Tisch allein ab, denn Gisbert musste zur Arbeit.

## Hendrik de Boer

### Alle Tage

Palettenhandel steht da. Eine Schrift, die wie gemalt wirkt, in Großbuchstaben vorne auf dem Blech: Düsseldorf, Fuhrstraße 67. Ein grüner Deutz Traktor, D 3006, ein fast antikes Baujahr. Der wasserdichte Seitenschutz, der die Türen ersetzt, ist an einer Seite zerfleddert. An der rechten Außenstrebe, unterhalb des Spiegels, hängt ein schmieriger Beutel, gestreift in den deutschen Farben, die vordere Glasscheibe ist hochgeklappt, als ob es Frühling wäre.

Die Maschine läuft im Leerlauf, die ganze Zeit, in der das Gefährt am Straßenrand steht. Auf dem zerschrammten Anhänger mit der ehemals roten Deichsel liegen bereits Auspufftöpfe, Fahrräder, Motorradreifen, Aluminiumrohre, Autofelgen, Autokühler, und jetzt schleppt der alte Mann noch zwei Autobatterien herbei. Der Traktor tuckert. Eine dunkle Mütze trägt der Alte und eine dicke Jacke, er geht nicht, er schlurft, aber er schlurft fast aufrecht. Die Gesichtshaut unter der Schirmmütze ist gerötet. Eine braune Hose trägt er und schwarze, von Staub und Dreck bedeckte Stiefel. Sein Handschuh ist die harte Haut seiner Hände.

Ein älterer Anwohner mit einer hellbraunen Lederjacke kommt mit einem Eisenregal, ein kurzes Zwiege-

spräch, dann legt er seine Spende hin. Er wirft sie nicht, was ihm keiner verübeln würde. Er gibt.

Auf der grünen Motorhaube zittert ein rotes schmutziges Stoffgedärm. Eine Brems Scheibe schleppt der Alte herbei, noch einen Auspufftopf, einen Kotflügel und eine Eisenstange. Von der Heckklappe des Anhängers hängt ein rot-weiß gestreiftes Schild herunter, daneben ist ein tellerartiges Blech mit einer großen 6 geschraubt.

Auf der Metallabdeckung des großen Hinterrades steht ein Essteller, er ist benutzt, irgend etwas Rotes. Der Teller ist die ganze Zeit über mitgefahren, vielleicht hat der Alte keine Zeit gehabt, zu Ende zu essen, oder er hat den Teller vergessen. Er kommt aus dem Tor der Kraftfahrzeug-Werkstatt heraus, das Tuckern des Traktors empfängt ihn, der Alte legt die flache Hand auf ein Seitenblech der Motorabdeckung, wie um etwas zu prüfen, die Temperatur vielleicht, nimmt die Hand aber sofort wieder weg, ohne seinen Gesichtsausdruck zu ändern. Die Scheibe von einer rückwärtigen Autoklappe schleppt er herbei, leere Ölfässer, weitere Auspufftöpfe, drei gebogene Rohrenden, die sich über den Boden des Anhängers ringeln wie braune Würgeschlangen. Brems Scheiben, Muffen, große Schrauben, kurze Blechstücke sammelt der Alte in der Autowerkstatt in einem Plastikbottich und fährt diesen auf einer Sackkarre zum Anhänger. In seinen dünnen Armen steckt mehr Kraft, als ihr Aussehen vermuten ließe. Ein altes Fahrrad kommt, mit einer Art Kupplung am Hinterrad, bald darauf ein Anhänger aus Aluminiumblech, dessen Räder nach oben gedreht sind, nutzlos wie bei einem auf dem Rücken liegenden Käfer. Ein

junger Mechaniker aus der Werkstatt, mit seinen durch Tätowierungen blau verfärbten Unterarmen und qualmender Zigarette, hilft bei einem klobigen Stück Metall. Eins, zwei, drei. Jau! Der Hänger schüttelt sich wie ein Tier, das gerade aus dem Wasser gekommen ist, doch der Teller mit etwas Rotem darauf bleibt auf der Abdeckung des Hinterrades stehen.

Wenn der Alte zurückkommt, begleitet von dem stumpfen Tuckern des Traktors, und auf das Stück Erde fährt, auf dem das Haus steht oder das, was er als sein Haus bezeichnet, ist er froh. Er ist froh, weil er müde ist und hungrig. Er steigt aus dem Sitz, und als seine Schuhe die Erde berühren, fällt aus seiner Jacke, aus seiner Hose und aus seinen Haaren das unermüdliche Tuckern des Traktors. Zuhause. Als der Alte die Tür öffnet, erwartet ihn ein Toaster, ein Spülstein, ein Bett, ein Schrank. Und Dreck. Es gibt kein Bild an der Wand, keinen Zierrat oder Nippes auf dem Regal. Auf dem Holztisch ein paar ungeöffnete Briefe.

Der Alte macht den Kühlschrank auf. Nichts, nicht einmal Licht, er schließt die Tür gleich wieder, es knackt, als sie auf den Hohlkörper trifft. Der Alte geht am Radio vorbei, das ausgeschaltet ist, immer ausgeschaltet, weil Nachrichten für ihn stets nur Wiederholungen sind.

Der Alte liegt auf seinem Bett, die Decke über die Brust gezogen wie ein Schild gegen die Dunkelheit, Luft, die drückend ist und ihm das Atmen schwer macht. Meistens ist sein Geist des Nachts nicht bevölkert von Geistern.

Doch ab und zu ist es anders.

Er spürt die Veränderung schon vorher, den ganzen Tag über. Es flüstert in der Tapete, im Putz, in der Wand. Er will es nicht hören. In der Decke über ihm flüstert es, im Boden, im Schrank und unterm Tisch. In der Dunkelheit schrumpft das Zimmer zusammen. Wände, Decke und Fußboden kommen geräuschlos näher, bis das Zimmer die Größe eines Sarges erreicht hat. Die Luft ist verbraucht, der Tod ganz nah. Der Alte versucht aufzustehen, es geht nicht. Er versucht, ein Bein unter der Decke hervorzuschieben, den Fuß auf den Boden zu bekommen, um den Boden unter den Fußsohlen zu spüren. Er versucht, den Arm zu heben, die Finger zu bewegen, den Kopf. Es geht nicht. Es geht nicht. Es geht nicht. Atmen, denkt er, atmen. Er versucht, ruhig zu bleiben. Da ist er, sein Atem, in seinem Mund, in seiner Brust, in seinem Bauch. Luft, schwarze Luft, in die er Löcher zu denken versucht, lichterfüllte Löcher.

Der Alte geht über den Platz, an den Paletten vorbei, die gestapelt sind wie kleine Türme. Aussichtslos, sie an den Mann zu bringen, zu verrotten. Der Traktor steht dort, wo er sonst auch steht, seine Gummifüße reglos auf dem Boden, und die stumpfe Schnauze nach vorn gerichtet, als hätte die Maschine ihn gerade aus einem Fresstrog gehoben, um zu wittern – ihn, den Alten. In der Dunkelheit sieht der Traktor kleiner aus als bei Tageslicht, denkt der Alte, und er bleibt vor ihm stehen, die Hände in den Hosentaschen. Er schnaubt ihn an. Der Traktor erwidert nichts. Der Alte geht um ihn herum, um die großen hinteren Gummifüße, um das grün lackierte, stumpfe Blech, das die Dunkelheit anthrazit gestrichen hat. Der

Alte beginnt zu summen, erst von innen, in abgebrochenen, wiederkehrenden Intervallen. Dann beginnen seine Lippen sich zu bewegen. Er summt für den Traktor, für die Nacht, die Paletten, das Haus, das Bett darin, und für sich summt der Alte. Zum Schluss auch für sich.

Der Alte kommt regelmäßig an der Auto-Werkstatt vorbei, das muss er, es gibt auch andere Schrotthändler, die eine ähnliche Route fahren. Einige Male kam er zu spät, da ging er leer aus. Der Alte nimmt mit, was man ihm anbietet: Austausch- und Ersatzteile, die einmal die Getriebe, die Motoren schnell gemacht haben. Für den Alten aber zählt keine Stunde, nicht einmal die Tage zählen, und auch die Jahre verstreichen ohne Bedeutung.

Nach seinem Tagwerk holt der Alte seine gusseiserne Bratpfanne aus dem Küchenschrank, erhitzt Margarine, bis sie Blasen wirft, gibt zwei oder drei Eier darauf, wartet, wendet, wartet wieder. Er ist allein, seine Frau ist gestorben, vor etwa zehn Jahren. Der Traktor ist ihm geblieben, der war damals schon da. Schnaps und nochmals Schnaps. Eines Tages kaufte der Alte sich eine Flasche, die unvorhergesehen die letzte war, dann war sie leer und die Trauer fort, verschwunden, und er wusste nicht, wohin. Als die Erinnerung in ihm brüchig geworden war, hat der Alte zuhause alle Fotos von der Wand genommen und sie in eine Schublade gelegt.

Der Traktor steht draußen nicht auf freier Fläche, weder, wenn er tagsüber nicht gebraucht wird, noch nachts, wenn die Arbeit für länger unterbrochen ist. Der Traktor

steht in einem Schuppen, dem die Wände fehlen und dessen Dach auf einer Konstruktion aus Balken und Stützen ruht, die in ihrer Dürreheit nur widerwillig den Boden berührt. Aber es ist eine Unterkunft, die in den wärmeren Jahreszeiten den größten Teil des Regens fernhält, und in den kälteren den meisten Schnee. Der Traktor ist selber wie ein Tier, ein grünes, gummifüßiges Tier, vorne zwei Pfoten, hinten zwei Pranken; ein Tier, das Öl schwitzt, Wasser verliert und Luft, das ansonsten in seiner Behausung aber still ist. Seit zwei Generationen vorbei die Zeiten von Aussaat und Ernte, als Schneidemaschinen, Pflug und Egge die Erträge einbrachten. Dem Alten hat er beigestanden beim Roden, Sägen, Fällen und Eggen. Auch bei den anschließenden Erbstreitigkeiten unter den Geschwistern stand er im Hof.

Der Traktor ist genügsam, hat keinen übernatürlichen Appetit, nur das Übliche braucht er, Flüssigkeiten, die vom Alten in Kanistern herbeigeschleppt werden. Das Tanken ist Liebkosung und Fütterung zugleich. Ein freundschaftlicher Dienst, erwiesen schon unzählige Male.

Der Alte spricht mit dem tätowierten Automechaniker, der ihn freundlich mit Karl anredet, ihm auf die Schulter klopft und dabei hilft, das schwere Teilstück eines Motorblocks auf den Anhänger zu wuchten. Das Gespräch besteht aus kurzen Sätzen, der Alte nickt, er bewegt die Lippen kaum, seine Oberarme sind so kräftig wie die des Jüngeren, und zusammen schaffen sie's.

Einmal fährt der Alte an der Autowerkstatt vorbei, auf seinem Anhänger ein verschlissener Fahrradreifen neben

dem anderen, mindestens fünf Dutzend. Der Mechaniker in brauner Arbeitskluft, der in der Mittagspause rauchend in der Einfahrt steht, grüßt: Hallo Karl. Der Alte winkt vom Traktor aus zurück. Heute also kein Metall, heute nur Kautschuk. Der Karl ist ein armes Schwein, sagt kurz darauf der Mechaniker und grinst. Sein Chef nickt.

Der Alte fährt mit seinem Traktor durch Staub und Regen, Wind und Schnee. Er fährt und lebt von dem, was er aufammelt an immer denselben Orten am Straßenrand, den Kraftfahrzeug-Werkstätten, dem einen oder anderen Fahrradladen mit angeschlossener Reparaturannahme, manchmal auch von der freien Tankstelle an der Landstraße. Auf seinem Hof spürt er den Matsch unter den Schuhen, das Gras um die Knöchel, die Hitze in den Lungen. Abends holt er die gusseiserne Bratpfanne aus dem Schrank, legt manchmal auch Brot hinein zu Margarine, Eiern und Schinken. Oder zu Bohnen, Tomaten und Paprika. Er wäscht nicht ab, er wischt nur aus, ein fast schon steifer Lappen, und stellt alles Geschirr zurück in das entsprechende Fach. Am meisten gefällt ihm sein Tisch, wenn er abgeräumt ist, nur das Holz, die Jahresringe. Im Winter, spät erst, bei einsetzendem Frost, befeuert der Alte den Ofen mit Buchenscheiten, die er letzten Herbst mit der Axt auf dem Platz gespalten hat. Ab und zu bringt er das dicke, gewundene Ofenrohr zum Glühen, beobachtet die Farben der Sonnenuntergänge durch die abgenutzten Stahlringe des Ofens hindurch.

An einem Sommerabend, als das Licht verschwenderisch lange über die Erde streift und so den Alten am

Einschlafen hindert, holt er den Stuhl aus dem Zimmer, stellt ihn vor die Schwelle und hält das Gesicht in das Licht. Er träumt. Er träumt rückwärts, in eine Anhäufung von Tagen hinein, in ein großes Gewirr, und es stimmt ihn froh, eine Stimme wiederzuerkennen oder ein Lachen, eine Bewegung oder eine Handlung. Und dann sitzt er auf seinem Stuhl, ganz still sitzt er, wie erstarrt, um die Klarheit der Erinnerungen nicht durch eine unbedarfte Bewegung zu verwischen.

## Martina Klein

### 831 Kilometer nördlich

Es war ein rundum grauer Tag. Margret trug einen grauen Hosenanzug und Frank einen grauen Pullover, als hätten sie sich ein letztes Mal abgesprochen. Franks Pullover hatte zwei kleine Löcher, eins oben am Hals, das andere am rechten Ellbogen, der, mit dem er beim Nachdenken immer sein Kinn abstützt. Margret natürlich von oben bis unten picobello, schließlich musste sie danach wieder ans Set.

Auch das Amtsgericht war grau, drinnen wie draußen, nur der Regen fehlte, keine Ahnung, was los war. Meine Eltern ließen sich scheiden, und der Wettergott unternahm nichts dagegen, dass mitten im Dezember die Sonne schien. Da hätte ich schon ein bisschen mehr Kooperation erwartet.

Ich saß wie früher zwischen Margret und Frank, auf einer hölzernen Bank im Flur des Gerichtsgebäudes, und mir fiel ein, wie Margret einmal gesagt hatte, dass jedes Paar durch ein Geheimnis miteinander verbunden sei, und jetzt: Löst sich, wenn alles aus ist, das Geheimnis automatisch in Luft auf, oder wer kümmert sich drum?

Die Anwältin hatte Verspätung, und wir drei saßen und keiner sagte ein Wort, oder wenn, muss es mir entgangen sein.